

Vermittlung der Dokumentarischen Methode: Zusammenfassung einer digitalen Podiumsdiskussion mit Ulrike Deppe, Olaf Dörner, Martin Hunold, Aglaja Przyborski und Kevin Stützel Klinge, Denise; Rundel, Stefan; Thomsen, Sarah

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Klinge, D., Rundel, S., & Thomsen, S. (2021). Vermittlung der Dokumentarischen Methode: Zusammenfassung einer digitalen Podiumsdiskussion mit Ulrike Deppe, Olaf Dörner, Martin Hunold, Aglaja Przyborski und Kevin Stützel. In A. Geimer, D. Klinge, S. Rundel, & S. Thomsen (Hrsg.), *Jahrbuch Dokumentarische Methode. Heft 4/2021* (S. 43-66). Berlin: centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung e.V. (ces). <https://doi.org/10.21241/ssoar.78288>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Vermittlung der Dokumentarischen Methode

Zusammenfassung einer digitalen Podiumsdiskussion
mit Ulrike Deppe, Olaf Dörner, Martin Hunold,
Aglaja Przyborski und Kevin Stützel

Am 28. Juni 2021 veranstaltete das centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung – ces e. V. – über die Online-Plattform Zoom eine Podiumsdiskussion zum Thema „Vermittlung der Dokumentarischen Methode“. Die Grundidee zu dieser Veranstaltung bestand darin, einen Raum zu schaffen, in dem die Vermittlung der Dokumentarischen Methode sowohl in Bezug auf das eigene Erfahrungswissen als (ehemalige bzw. stetig weiter) Lernende der Dokumentarischen Methode als auch als Lehrende in der Rolle der Leitenden von Forschungswerkstätten, Lehrveranstaltungen u. Ä. diskutiert werden kann.

Denise Klinge und Stefan Rundel moderierten die Podiumsdiskussion und baten aus dem Kreise der ces-Workshopleiter*innen Martin Hunold, Kevin Stützel und Sarah Thomsen (die leider kurzfristig verhindert war) sowie als Vertreter*innen der an Universitäten angebundenen Forschungswerkstätten Ulrike Deppe, Olaf Dörner und Aglaja Przyborski, sich in diesem digitalen Format gemeinsam über ihre eigenen *Lern-* und *Lehrer*fahrungen auszutauschen.

Die Podiumsdiskussion setzte sich, nach einer ausführlichen Vorstellung der Teilnehmenden (Kap. 1), aus drei thematischen Blöcken zusammen: Zunächst berichteten die Podiumsgäste von ihren eigenen *Lerner*fahrungen, die sie mit der Dokumentarischen Methode gemacht haben, was zudem auch Raum für kleine biografische Anekdoten bot (Kap. 2). Im Anschluss wurden die eigenen *Lehrer*fahrungen thematisiert (Kap. 3), bevor es abschließend um Fragen der Einsozialisation und der Selbstvergewisserung der Community der Dokumentarischen Methode ging (Kap. 4).

Der vorliegende Artikel stellt eine Zusammenfassung der Podiumsdiskussion dar, die wir nahe am Originaltext paraphrasiert haben.

1. Vorstellung der Teilnehmenden

Denise Klinge: Nach der Vorstellung des Formats möchte ich nun auch die heutigen Diskutant*innen auf dem Podium näher vorstellen – allesamt Forschende, die mit der Dokumentarischen Methode schon sehr lange zu tun haben.

Anwesend ist **Martin Hunold**. Er arbeitet seit Oktober 2018 bei Anja Mensching an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und wurde 2018 mit dem Thema „Erziehung durch Organisation“ (Hunold 2019) an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg promoviert, wo er auch von 2012 bis 2018 bei Arnd-Michael Nohl gearbeitet hat. Sein Masterstudium hat Martin Hunold u. a. an der Freien Universität Berlin absolviert und dort auch über viele Jahre regelmäßig an Ralf Bohnsacks Forschungswerkstatt teilgenommen. Im Rahmen des ces e. V. bietet Martin Hunold schon seit einiger Zeit Workshops an. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die rekonstruktive Organisations-, Erziehungs- und Biografieforschung sowie die Kinder- und Jugendhilfeforschung, aber auch Macht- und Gesellschaftstheorien.

Des Weiteren darf ich **Aglaja Przyborski** vorstellen. Sie ist seit 2019 Professorin für Psychotherapie an der Bertha von Suttner Privatuniversität in St. Pölten, hat darüber hinaus die wissenschaftliche Leitung des Instituts für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung (ikus) inne und ist Psychotherapeutin und Psychotherapieausbilderin. In ihrer wissenschaftlichen Laufbahn forschte sie von 2013 bis 2018 sowohl an der Universität Witten/Herdecke, der Sigmund Freud Privatuniversität Wien und der Universität Wien als Gastprofessorin, Lektorin und Projektleiterin. Sie habilitierte zum Thema „Bildkommunikation“ (Przyborski 2018) an der Universität Leipzig, nachdem sie 2004 bereits an der Universität Wien zum Thema „Formen der Sozialität und diskursive Praxis – Organisationsprinzipien von Kollektivität und Diskursen“ promoviert wurde, woraus auch das allseits bekannte Buch „Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode“ (Przyborski 2004) entstand. Aglaja Przyborski hat ebenfalls bei Ralf Bohnsack studiert und bei ihm von 1997 bis 1999 als wissenschaftliche Mitarbeiterin gearbeitet. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Methoden und Methodenentwicklung, die Kulturpsychologie, Medientheorie und Medienforschung, Familien- und Vermögensforschung und auch Psychotherapie- und Beratungsforschung.

Stefan Rundel: Ich freue mich sehr, dass auf dem Podium auch **Ulrike Deppe** mit uns sitzt. Sie hat Erziehungswissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) studiert, war dann Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und hat im Anschluss als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentralprojekt der DFG-Forscher*innengruppe „Mechanismen der Elitebildung im deutschen Bildungssystem“ gearbeitet. Nach ihrer Promotion 2014 zum Thema „Jüngere Jugendliche zwischen Familie, Peers und Schule. Zur Entstehung von Bildungsungleichheit in außerschulischen Bildungsorten“ (Deppe 2015) war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der MLU Halle-Wittenberg tätig und hat zwischenzeitlich die Professur für systematische Erziehungswissenschaft am Institut für Erziehungswissenschaft der TU Dresden vertreten. Seit 2021 vertritt sie die Professur für Bildungssoziologie und Sozialisationsforschung an der Ruhruniversität Bochum. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Bildung, Erziehung und Sozialisation im Bereich Kindheit, Jugend, Familie und Peers und die Herstellung und Bearbeitung von Bildungsungleichheit in und außerhalb von Bildungseinrichtungen. Seit 2016 leitet sie die Forschungs- und Interpretationswerkstätten „AG Dokumentarische Methode“ und „Biographieanalyse“ am Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der MLU Halle-Wittenberg.

Zudem darf ich **Olaf Dörner** vorstellen. Er hat in Göttingen und Magdeburg Pädagogik, Psychologie und Soziologie studiert, war an verschiedenen Stationen als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig, unter anderem am Lehrstuhl für Erwachsenenbildung an der Bergischen Universität Wuppertal, an der Ruhr-Universität Bochum und an der Universität der Bundeswehr München. 2005 hat er an der Ruhr-Universität Bochum zum Thema „Umgang mit Wissen in betrieblicher Praxis“ (Dörner 2005) promoviert und hatte in den Jahren 2012 bis 2017 dann die Juniorprofessur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung und Weiterbildung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg inne, wohin er – mit der Zwischenstation einer Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Organisationspädagogik an der Universität der Bundeswehr München (2017-2018) – dann im Jahr 2018 als Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Wissenschaftliche Weiterbildung und Weiterbildungsforschung zurückgekehrt ist. Seine Schwerpunkte liegen nunmehr vor allem in der wissenschaftlichen Weiterbildung, den Beteiligungsbedingungen an Weiterbildung und der empirischen Untersuchung dieser Gegenstände. In Magdeburg hat Olaf Dörner seit 2019 eine Forschungswerkstatt für die Dokumentarische Methode aufgebaut, die seitdem monatlich stattfindet.

Und das Podium komplett macht **Kevin Stützel**, der Pädagogik mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Freien Universität Berlin studiert und im Anschluss erst einmal nicht die wissenschaftliche Karriere gewählt hat, sondern in der politischen Bildungsarbeit tätig war und ein Modellprojekt gegen

Neonazismus und Rassismus koordiniert hat. Als Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung promovierte er dann 2017 an der Freien Universität Berlin. Es folgten Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und am Arbeitsbereich Qualitative Methoden und Mikrosoziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seit Oktober 2021 ist er als Post-Doktorand im Graduiertenkolleg ‚Doing Transitions‘ an der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig. Kevin Stützels Schwerpunkte sind Männlichkeits- und Geschlechterforschung, Neonazismusforschung, Professions- und Professionalisierungsforschung sowie die rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, mit der sich ja auch seine Promotion „Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen“ (Stützel 2019) beschäftigte. Er hat innerhalb des ces e. V. zahlreiche Workshops, insbesondere zur Typenbildung mit der Dokumentarischen Methode, durchgeführt.

2. Eigene Lernerfahrungen und Anekdotisches zum Einstieg

Stefan Rundel: Thematisch würden wir gerne mit euren ersten Erfahrungen mit der Dokumentarischen Methode beginnen. Wie seid ihr selbst zur Dokumentarischen Methode gekommen? Und vielleicht fällt euch auch eine biografische Anekdote aus eurer Anfangszeit in der Arbeit mit der Dokumentarischen Methodik ein oder wie eure ersten Berührungspunkte mit der Dokumentarischen Methode als Lernende waren?

Aglaja Przyborski: Also ich bin mit einem Diplom in Psychologie nach Berlin gekommen und wollte dort qualitative Methoden lernen. Uwe Flick, der sich gerade habilitierte, schickte mich zu Ralf Bohnsack. Und dann dachte ich mir: ‚Na gut, wenn mich der eine wegschickt, dann ist der andere vielleicht nett.‘ Nett zu mir war vor allem Frau Becker, die Sekretärin von Ralf Bohnsack, die mich mit offenen Armen empfangen hat. Und dann haben mir die Schuhe von Ralf Bohnsack gefallen. Da habe ich mir gedacht: ‚Okay, interessant, der hat irgendwie coole Schuhe an.‘ Und dann habe ich Mannheim gelesen und das Buch buchstäblich viermal in die Ecke geschmissen, weil ich nichts verstanden habe. Aber genau das war es auch, was mich fasziniert hat. So viel zum Anekdotischen.

Bereits in Wien hatte mich empirische Forschung interessiert, aber mit einer kritischen Haltung gegenüber der Art und Weise, wie sie in der Psychologie umgesetzt wird. Ich hatte mich schon am Anfang meines Psychologiestudiums mit der Kritischen Psychologie Holzkamp’scher Prägung beschäftigt und die Kritik, dass alles, was sozusagen bei der Forschung rauskommt, ein Produkt der Absprache zwischen den Erforschten und Forschenden sei, zur Kenntnis genommen. In der Mainstream-Psychologie habe ich lange nach Alternativen gesucht und dabei die entsprechende quantitative Forschung sehr

genau kennengelernt. Erst gegen Ende des Studiums kam ich durch Zufall in Berührung mit der angewandten Sprachwissenschaft. In meiner Diplomarbeit habe ich dann schon mit quantitativen *und* qualitativen Methoden – gesprächsanalytischen Verfahren – gearbeitet. Und das war dann auch ein Anknüpfungspunkt für mich: Ich bin aus der Jugendforschung gekommen, hatte gesprächsanalytische Verfahren kennengelernt. Der Weg zur Dokumentarischen Methode war dann gar nicht mehr so weit.

Denn was ich schon aus meiner psychologischen Sozialisation heraus schwierig gefunden habe, waren diese ‚aufgeblasenen Subjekte‘, dass diese Entität ‚Subjekt‘, das einzelne Individuum, derart in den Vordergrund gerückt wurde – und noch immer wird. Mich hat die dokumentarische Idee von Kollektivität auch persönlich entlastet und außerdem eine vollkommen neue Perspektive auf empirische Forschung eröffnet. Dieser Knick im Denken hat mich über die Sprachwissenschaft hinaus von Anfang an sehr fasziniert. Nachdem ich dann zum fünften Mal Mannheim in die Hand genommen und irgendwann verstanden hatte, worum es geht, war ich schon wirklich sehr begeistert.

Wichtig war auch dieses Sichbeschäftigen mit der ersten Gruppendiskussion, die ich transkribiert habe. Die Jugendlichen haben teils Türkisch, teils Berlinisch gesprochen. Ich habe das Berlinische zum Teil überhaupt nicht verstanden und das Türkische gar nicht, sodass ich etwas transkribiert habe, was ein ‚spanisches Dorf‘ für mich gewesen ist. Doch nach mehreren Wochen Arbeit habe ich dann auf einmal so viel von dem verstanden, was da passiert ist. Das hat mich sehr fasziniert.

Kevin Stützel: Ich kann da mit ähnlichen Erfahrungen anschließen. Während meines Studiums an der Freien Universität in Berlin habe ich zwei Veranstaltungen bei Ralf Bohnsack besucht: einen hervorragenden Lektürekurs zu Erving Goffman und eine Einführung in qualitative Methoden, bei der ich nichts verstanden habe. Ich kann mich an eine Sitzung erinnern, in der Arnd-Michael Nohl zu Gast war und ein Transkript einer Gruppendiskussion aus dem Projekt „Adoleszenz und Migration“ besprochen wurde. Im Transkript waren die Überlappungen der Sprecher*innen gekennzeichnet, die Pausen als Klammern mit Punkten und das Lachen als @-Zeichen. Ich habe mir gedacht: ‚Die sind vollkommen verrückt, also es macht überhaupt keinen Sinn, was hier passiert.‘

Ich habe mich dann erst wieder im Rahmen der Promotion mit der Dokumentarischen Methode beschäftigt. Ich hatte die Dissertation von Heike Radvan (2010) zu pädagogischem Handeln und Antisemitismus gelesen und bin darüber zurück zur Dokumentarischen Methode gekommen. Steffen Amling, ein befreundeter Kollege, hat damals an der Freien Universität gearbeitet und war bereits in der Forschungswerkstatt bei Ralf Bohnsack. Letzterem hatte ich geschrieben, dass ich gern in seine Forschungswerkstatt kommen würde, hatte aber keine Antwort bekommen. Zu Semesterbeginn rief mich Steffen Amling an und sagte: „Heute ist Forschungswerkstatt, die Rollläden

sind oben.“ Er konnte von seinem Büro aus auf das Büro von Ralf Bohnsack im Nachbarhaus schauen. Daraufhin habe ich Ralf Bohnsack angerufen und er hat zugestimmt, dass ich teilnehmen darf. Ich habe mich sofort in die U-Bahn gesetzt und bin zur Arnimallee 10 gefahren. Von da an war ich fünf Jahre lang in der Forschungswerkstatt.

In der Forschungswerkstatt wiederholte sich meine Erfahrung aus dem erwähnten Seminar: Die ersten zwei Semester habe ich so gut wie gar nichts verstanden. Ich hatte den Eindruck, als müsste ich eine neue Sprache lernen. Gleichzeitig merkte ich aber, dass da etwas verhandelt wird, was mich weiterbringt. Ich dachte: „Okay, hier geht es darum, einsozialisiert zu werden in eine Methode, in eine gemeinsame Forschungs- und Interpretationspraxis.“ Mir wurde klar, dass ich nicht davon ausgehen kann, alles gleich zu verstehen, sondern dass es Zeit und Nerven braucht, mich da ein Stück weit durchzubeißen. In meiner Zeit in der Forschungswerkstatt habe ich das wesentliche Handwerkszeug für all die Forschungsprojekte erlernt, die ich im Weiteren durchgeführt habe. Das Durchkämpfen hat sich also sehr gelohnt.

Martin Hunold: Ich finde es sehr spannend, diese Einblicke zu bekommen, wie Sie/ihr zur Dokumentarischen Methode gekommen seid. Bei mir war es tatsächlich so, wie es schon in der Einleitung gesagt wurde, dass ich an der FU einen Masterstudiengang begonnen habe, und Ralf Bohnsack saß da halt in diesem Seminarraum – um das anekdotenhaft zu erzählen – und wir kamen ins Gespräch. Ich erzählte ihm, was mich gerade so interessierte, woraufhin er feststellte: „Ah, Sie sind Sozialpädagoge!“ Dann habe ich gefragt: „Wie kommen Sie denn da jetzt drauf?“ Und er hat dann dies und das aus unserem Gespräch wiederholt und angefangen, vom Modus Operandi zu sprechen. Den Begriff kannte ich bereits aus den Schriften von Pierre Bourdieu und irgendwie war sofort eine Verbindung da. Mich interessierte es, das eben erwähnte Subjekt nicht zu überhöhen, die Einsozialisierung des Subjekts in die Sozialwelt, in kollektive Strukturen. Und die Frage nach sozialer Genese und subjektiver Autonomie, das hat mich fasziniert. Dabei konnte ich an Vorerfahrungen anschließen, die ich an dieser Stelle kurz berichten möchte: Ich kannte Forschungswerkstätten schon aus meiner Zeit an der Universität Kassel, wo ich Soziale Arbeit studiert und die Forschungswerkstatt von Werner Thole besucht hatte. Da ging es um tiefenhermeneutische Verfahren, z. B. anhand der Analyse von Jugendamtsakten. Ich fand das immer spannend und habe gemerkt, da ist was zu holen, auch wenn ich am Anfang viele Aspekte nicht verstanden habe. Noch in Kassel habe ich anhand des Einführungsbuchs von Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahar (2008) versucht, mir ein Grundlagenwissen anzueignen. Besonders angetrieben wurde ich dabei durch eine Erfahrung, die ich in der Wissenschaft oft gemacht habe und die ich als Distinktion bezeichnen würde: Wenn man keine Forschungsmethoden begründen und reflektieren konnte, dann war man irgendwie außen vor. Und wenn man keine Statistik

machen wollte – das habe ich auch etwas studiert –, musste man etwas zur qualitativen oder rekonstruktiven Forschung sagen. So habe ich mich mit der Zeit immer intensiver mit Methodenbüchern und Erkenntnistheorien auseinandergesetzt und habe dann acht Jahre lang bei Ralf Bohnsack in der Forschungswerkstatt gearbeitet, entwickelt und gedacht, genauso lange auch bei Arnd-Michael Nohl. Auf diese Weise konnte ich auch Unterschiede und Gemeinsamkeiten erfahren und gerade mitten in diesen Differenzen und Vergleichshorizonten viel lernen. Seit drei Jahren arbeite ich in Kiel bei Anja Mensching und auch ihre Forschungswerkstatt hat mir noch einmal andere Zugänge mit der Dokumentarischen Methode eröffnet. Und dieses ‚dokumentarische Dreieck Bohnsack-Nohl-Mensching‘ hat mich inspiriert und herausgefordert, z. B. dann, wenn ich an meinem Material sitze und mich die Empirie darauf stößt, dass ich in theoretischer Hinsicht neue Wege gehen muss.

Ulrike Deppe: Als ich jetzt die Beiträge gehört habe, habe ich gedacht, dass ich mich sozusagen an der Peripherie der Begründer der Dokumentarischen Methode befinde. Angefangen habe ich mit der Dokumentarischen Methode in einem Forschungsprojekt von Heinz-Hermann Krüger in der Erziehungswissenschaft, wo auch Sina Köhler damals Mitarbeiterin war und Nora Hoffmann und ich und noch zwei andere als Hilfskräfte tätig waren. Und dadurch, dass das Projekt luxuriös DFG-finanziert war, hatte Heinz-Hermann Krüger die Möglichkeit, immer mal Gäste einzuladen. So kam es, dass in Halle im Rahmen dieser Forschungsprojekte dann auch Vorträge von Ralf Bohnsack und Workshops von Arnd-Michael Nohl stattgefunden haben. Aber den Zugang zur Dokumentarischen Methode habe ich doch über die Projektarbeit selbst und insbesondere über Nicole Pfaff bekommen, die selber in den 2000er-Jahren regelmäßig Ralf Bohnsacks Forschungswerkstatt besuchte. Nicole Pfaff hatte ihre Doktorarbeit multimethodisch zu Jugend und Politik mit dem Fokus auf rechtsextremen Orientierungen geschrieben und zum gemeinsamen Erproben der Interpretation hatte sie Gruppendiskussionen für uns ausgewählt, was mich auch thematisch besonders gepackt hat. Und da schließe ich jetzt auch an verschiedene vorige Beiträge an. Ich fand das schon immer infam, dass dieses ganze Geschehen bei Bourdieu so hinter dem Rücken der Akteur*innen geschehen soll. Und fand es einfach auch plausibler im Kontext der Dokumentarischen Methode, dass Akteur*innen doch auch durch die Praxis über ein gewisses Wissen verfügen, auch wenn das vielleicht nicht reflexiv verfügbar ist.

Kevin Stützel hatte das Erlernen einer neuen Sprache angesprochen. Dazu passend kann ich mich erinnern, dass Ralf Bohnsack mal einen Vortrag gehalten hat, bei dem ich das Gefühl hatte, es gäbe Leerstellen. Während er sprach, gab es so eine Art ‚On/Off‘, als würde man zwischenzeitlich den Ton ausstellen. Dann habe ich wieder etwas verstanden, aber dann ging wieder der Ton aus. Das waren so meine ersten Erfahrungen. Später kam noch der Magdeburger Methodenworkshop hinzu, in dessen Rahmen ich dann auch mal an der

Werkstatt von Olaf Dörner und Burkhard Schäffer teilgenommen habe. Und insofern finde ich das jetzt auch spannend – um es mit den Worten zu sagen, mit denen Aglaja Przyborski 2019 beim Methodentreffen einmal Jo Reichertz zitiert hat –, hier nun selbst als „dritte oder vierte Generation“ auf dem Podium zu sein.

Olaf Dörner: Also ich bin zur Dokumentarischen Methode eigentlich über die methodischen Arbeitsschritte der formulierenden und reflektierenden Interpretation gekommen. Hätte ich damals gewusst, was für ein riesiges methodologisches, grundlagentheoretisches Gebäude sich da noch mit im Rucksack befindet, hätte ich das nicht angewendet. Ich bin quasi ganz praktisch reingeschlittert. Ich kam von Göttingen nach Magdeburg, wo die qualitative Sozialforschung durch Fritz Schütze und Winfried Marotzki, bei denen ich viele Veranstaltungen besucht habe, einen großen Stellenwert hatte. So entstand auch ein intensiverer Kontakt zur Grounded Theory und vor allem zum Symbolischen Interaktionismus, insbesondere durch Fritz Schütze. Theoretisch hatte ich auch viel mit Pierre Bourdieu zu tun, was mit meinem Schwerpunkt Erwachsenenbildung und Weiterbildung und der Vorliebe des Professors für Bourdieu zu tun hatte.

Das Entscheidende war letztlich ein Seminar bei Burkhard Schäffer, in dessen Rahmen ich damals angefangen habe, Comics zu analysieren. Burkhard hatte in einer Sitzung die Arbeitsschritte der formulierenden und reflektierenden Interpretation vorgestellt, und die fand ich schön einfach, also zwei Schritte und die Idee, wie man fragen muss und dass es dabei auch um das Implizite geht, das fand ich schon toll. Und es waren weniger Schritte als das Kodierparadigma bei der Grounded Theory. Im Zuge meiner Magisterarbeit war es dann notwendig, sich ein methodologisches Verständnis zu erarbeiten, aber ich bin nicht so weit in die Tiefe gegangen, dass ich mich mit Mannheim auseinandergesetzt hätte. Ich habe mich nur so weit damit beschäftigt, wie ich es brauchte, um die Arbeitsschritte anwenden und begründen zu können. Als ich dann bei Fritz Schütze zum Symbolischen Interaktionismus, zur Rahmenanalyse und zum Gruppendiskussionsverfahren nach Bohnsack geprüft wurde, wurde die Auseinandersetzung mit der Dokumentarischen Methode etwas intensiver. Da habe ich gemerkt, dass es unterschiedliche Zugänge gibt, aber es war alles sehr wohlwollend und das Gruppendiskussionsverfahren stellte kein Problem dar. Genutzt habe ich weiterhin den Symbolischen Interaktionismus, das Konzept der „Sozialen Welten“ von Anselm Strauss, da konnte ich in Bezug auf *meine* Fragestellungen viel mit anfangen. Und ich habe mich auch mit den sozialen „kleinen Lebenswelten“, mit den ethnografischen Beobachtungen von Anne Honer und Ronald Hitzler (1984), beschäftigt, das fand ich auch toll, also tolle Zugänge zum Fitnessstudio, zu Saunisten, Heimwerkern usw. Die Methoden standen nicht in meinem Fokus, sondern die Gegenstandsbereiche und die Frage, wie man sie theoretisch fassen kann.

Nach der Magisterarbeit bin ich aus pragmatischen Gründen noch einmal etwas von der Dokumentarischen Methode abgewichen. In meiner Promotion wollte ich Interviews zur Frage nach dem Umgang mit Wissen in kleineren und mittleren Unternehmen (KMUs) führen und war auf der Suche nach einem Interviewverfahren. Auf dem Workshop des Zentrums für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) bot damals die kürzlich verstorbene Ulrike Nagel eine eigene AG zum Expert*inneninterviewverfahren an. Mit diesem habe ich mich dann beschäftigt und fand das passend – auch dabei ging es um explizites und implizites Wissen – und habe allerdings die Arbeitsschritte des Verfahrens dann wieder gegen die Arbeitsschritte der Dokumentarischen Methode ausgetauscht. Die methodologische Profilierung nahm im Rahmen der Promotion dann so ihren Gang, ich habe mich sowohl mit Mannheim, vor allem aber mit Bourdieu und dem symbolisch-interaktionistischen Verständnis von Wissen auseinandergesetzt. Viel später einmal war ich bei Ralf Bohnsack als Gast in seiner Forschungswerkstatt und da kam die Perspektive auf die soziale Lebenswelt nicht ganz so gut an. Da habe ich festgestellt, dass das nicht so richtig passt, und habe mich mal mit seiner Kritik an diesen Perspektiven beschäftigt. Eine ähnliche Situation gab es, als ich an Burkhard Schäffer mein Konzept für ein Forschungsprojekt geschickt habe, in dem ich wieder versucht hatte, das Konzept der Sozialen Welten mit der Dokumentarischen Methode zu verbinden. Da bekam ich ein paar kritische Anmerkungen, die ich teils nachvollziehen konnte, teils nicht. Ich ließ es dann erst einmal wieder ruhen und bin dann schlussendlich „in der vollen Konsequenz“ bei der Dokumentarischen Methode gelandet, als ich begonnen habe, mich im Rahmen der Comicanalyse mit Bildern zu beschäftigen. Ralf Bohnsack hatte sich damals auch dem Bild zugewandt und hatte mir, als ich in Frankfurt einen Vortrag zu meinen Comicanalysen mit der Dokumentarischen Methode gehalten habe, Hinweise gegeben, was dann auch der Anlass war, dass er mich in seine Forschungswerkstatt einlud. Ich habe mich dann methodisch-methodologisch mehr bei der Bildanalyse/Comicanalyse „getummelt“. Das fand ich schon interessant und toll, was Ralf Bohnsack da gemacht hat, auch die Arbeiten zur Videoanalyse. Und beim Magdeburger Methodenworkshop war ich auch immer ein eifriger Besucher von Ralf Bohnsacks und Burkhard Schäffers Workshop. Und als ich 2007 bei Burkhard in München zu arbeiten angefangen habe, hat er mich gefragt, ob wir zusammen eine Arbeitsgruppe zur Dokumentarischen Methode anbieten wollen – Bildanalyse, vor allem im Erwachsenenbildungs- und Weiterbildungsbereich –, was wir seitdem tun. Dass wir in diesem Rahmen immer wieder mit einer Differenzierung arbeiten, nämlich der Differenzierung in grundlagentheoretische Rahmung, gegenstandstheoretische Konstruktion und methodische und methodologische Strategie, ist für mich ein wichtiger Punkt, weil wir auch die Rückmeldungen bekommen haben, dass diese Differenzierung hilfreich ist. Das ist ja vielleicht auch ein wichtiger Aspekt für das Thema Lehre.

So war also mein Zugang zur Dokumentarischen Methode: am Anfang recht unspektakulär, aber nach und nach systematisch profilierter.

3. Eigene Lehrerfahrungen – Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den verschiedenen Lehrformaten

Denise Klinge: Ja, vielen Dank. Wenn ihr jetzt mal an eure eigenen Erfahrungen in der Lehre denkt: Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten seht ihr denn in den unterschiedlichen Formaten wie bspw. Forschungswerkstatt, universitärer Lehre oder den ces-Workshops, und mit welchen Herausforderungen wurdet ihr da konfrontiert?

Olaf Dörner: Also die Herausforderung bei mir war eigentlich immer der Anspruch in der Lehre, nicht auf eine Richtung fokussiert zu sein. Also der Anspruch, ins Seminar zu gehen und den Methoden Qualitativer Sozialforschung ein Spektrum zu geben. Das war auch meine Einsozialisation in diesen Wissenschaftsbetrieb, immer so ein bisschen die Möglichkeiten im Blick zu haben. Und das hat mir schon ein paar Probleme gemacht, diese Vielfalt im Seminar abzubilden und ich habe aber auch gemerkt bei den Methodologien, bspw. bei der Objektiven Hermeneutik, die ich selbst nicht praktiziere, ist das schwierig. Das war mit der Methode der Grounded Theory dann schon einfacher. Ich versuche, das heute auch noch so zu machen, aber letztlich trete ich dann schon auf und sage: „Okay, wenn wir jetzt über Qualitative Methoden reden, dann gibt es da welche, die können wir uns kurz angucken, aber dann machen wir das, was ich am besten kann. Und das ist, mit der Dokumentarischen Methode arbeiten.“

Aglaja Przyborski: Ich habe die Erfahrungen von nunmehr vier Universitäten. Also ich habe im Zusatzstudium „Qualitative Methoden“ an der FU Berlin begonnen zu unterrichten. Dort wollten natürlich alle rekonstruktive Methoden lernen und sie wollten die Methoden bei denjenigen lernen, die sie auch entwickelt und verwendet haben. Dann war ich an der Uni Wien lange Zeit. Dort war es auch insofern leicht, als dass von den vielen, die dort Psychologie studiert haben, es immer eine Gruppe kritischer Studierender gab, die ganz hungrig und neugierig waren auf andere Ansätze der empirischen Forschung als jene der quantitativ-experimentellen. Mit Thomas Sluneco zusammen habe ich bestimmt drei Kohorten Dissertant*innen, aber auch zum Teil Diplomstudent*innen quasi mit der Dokumentarischen Methode ‚verseucht‘, wo wir im kleinen Kreis mit sehr engagierten, interessierten Leuten gearbeitet haben. Das war wirklich fein, diese Kombination aus Grundlagentexten, auch selbst organisierten Lesekreisen der Studierenden, Forschungswerkstätten und Seminaren zu Spezialfragen oder -themen, die dann in der Interpretation von empirischem Material bzw. bestimmten Forschungsanliegen aufgekommen sind.

Später habe ich ein Curriculum für ein Psychologiestudium mit Thomas Sluneko zusammen für die Sigmund Freud Privatuniversität konzipiert und ich glaube, ich habe mich dabei zu sehr an meinen eigenen Vorlieben orientiert, was die Methodenausbildung angeht. Ich bin nämlich mit den grundlagentheoretischen Voraussetzungen eingestiegen, was aber die Leute zu Beginn ihres Bachelorstudiums eher abgeschreckt hat. Ich musste dann erkennen, dass nicht alle unbedingt Dokumentarische Methode lernen wollen. Mir ist dann rasch klar geworden, dass sich mit grundlagentheoretischen Voraussetzungen auseinanderzusetzen eher etwas ist, das *mich* umtreibt, aber weniger allerdings Studierende, die am Beginn stehen. Das habe ich dann mitgenommen für das nächste Curriculum, das ich geschrieben habe, und da habe ich dann alles umgedreht. Da gibt es eine Einführung, was ist denn überhaupt Empirie, was unterscheidet sich ganz grundsätzlich in den Zugängen immer entlang konkreter Forschungsbeispiele. Dann folgen rasch Schreib- bzw. Forschungswerkstätten. Und das macht den Studierenden und mir viel mehr Spaß, das funktioniert deutlich besser. Das aus einer hochfliegenden Sicht auf Lehre, also auf der Curriculumsebene.

Ulrike Deppe: Ich glaube, ich bin noch gar nicht an dem Punkt, wo ich genau sagen kann, was super funktioniert, wie Frau Przyborski. Aber was mir auffällt und auch schon bei der Eingangsfrage aufgefallen ist, als das eingeteilt wurde in ‚als wir die Methode gelernt haben‘ und ‚jetzt, wo wir die Methode lehren‘: Ich finde, die Methode entwickelt sich ja immer weiter und wir haben so viele Akteur*innen, die sich an diesem Diskurs forschend und auch methodisch-methodologisch beteiligen. Da ist man nie auf dem neuesten Stand und natürlich immer auch Lernender oder Lernende. Maja Maier, die die allgemeine Forschungswerkstatt des ZSB eine ganze Weile geleitet hat, hat in dem Band, der aus unserem ersten Peer-Methoden-Workshop entstanden ist, den wir in Halle veranstaltet haben, einen schönen Beitrag über Interpretationswerkstätten als soziale Praxis geschrieben (Maier 2018). Ich teile diesen Beitrag sehr. Wenn ich an meine eigene Praxis denke, bin ich in ganz unterschiedlichen Formaten unterwegs. Ich bin sporadisch in der Methodenlehre hier am Institut beteiligt. Gleichzeitig organisiere ich, seitdem ich als Postdoktorandin hier [am Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg] angestellt bin, die Forschungswerkstatt, und ich habe dann auch bei der AG Dokumentarische Methode die Susanne Siebholz noch mit im Boot. Dann gibt es die Forschungskolloquien, die wir sicherlich auch alle kennen; die Forschungswerkstätten, wo die Forschungsarbeit selbst nicht unbedingt mit dem Betreuungsverhältnis verknüpft ist. Und wir haben natürlich auch noch die ganzen Formate, die sich in den vergangenen Jahren vervielfacht haben, wie ich finde: zum Teil bezahlt, zum Teil nicht bezahlt, die sogenannten Methodenworkshops, die in einem kurzen Zeitraum darauf abzielen, die Leute in irgendeiner Form für die Methode fit zu machen, aber auch – das würde ich

mal behaupten – Interpretationsvorlagen mitzugeben. Ich würde schon sagen, dass diese Formate mehr oder weniger hochschulisch eingebunden sind und da auch Abhängigkeitsverhältnisse eingelassen sind. Und ich glaube schon, dass das auch die Interpretationsgruppe als soziale Praxis durchaus stark mitstrukturiert. Das sollte man nicht aus dem Blick lassen. Und eine zentrale Erfahrung in Seminaren am Anfang war natürlich, dass man auf einmal nicht mehr nur Teilnehmerin ist und um eine Positionierung, um eine eigene Deutung ringt, sondern dass auf einmal auch erwartet wird, wie Riemann und Schütze (1987) das auch mal genannt haben, dieses Vormachen und dann eben selbst tun, und dann dieses Selbsttun sich die Studierenden nicht trauen und dann kommt man in Zugzwänge des methodischen Vorgehens, des Noch-mal-Erläuterns. Dadurch ist mir auch klar geworden, dass diese Aneignung der Methode und das Prinzip in den Interpretationsgruppen ein iterativer Prozess ist, bei dem immer mehr Verständnis durch das Aufschließen von Material rückgebunden an methodologische Dinge stattfindet. Das finde ich schwierig, das in einen Seminarprozess reinzupressen. Meine Erfahrung ist, wir bleiben in der Regel bei der Was-Ebene stehen und das ist schon eine große Herausforderung, wenn ich diese Seminare mache. Man kommt zur formulierenden Interpretation, vielleicht auch zu einer komparativen Analyse, also dass man empirische Vergleichshorizonte auch einführen kann, aber es schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, dass nicht wieder der Common Sense regiert oder man gar gemeinsam methodisch auch zu abduktiven Schlüssen kommt. Manchmal denke ich so, bei dem nächsten Methodenseminar, das ich mache, da lesen wir natürlich nur Mannheim. Aber das ist natürlich auch eine Illusion, weil es natürlich so nicht angelegt ist. Das würde ich sagen, ist schon eine zentrale Erfahrung, abgesehen natürlich von Studierenden, die da selbst merken, dass es da einen Wechsel der AnalyseEinstellung gibt und was passiert, das spannend ist, was sich nicht auf den ersten Blick zeigt, aber eben auf den zweiten. Das ist auf jeden Fall eine Herausforderung, die ich so wahrgenommen habe.

Kevin Stützel: Meine Erfahrungen beziehen sich auf Seminare und Vorlesungen in meiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter, aber vor allem auch auf Erfahrungen aus den Workshops des ces e. V. Heike Kanter hat 2013 das Workshopprogramm des ces e. V. initiiert. Am Anfang war die Idee, dass sehr erfahrene Wissenschaftler*innen die Workshops durchführen. Das änderte sich wenige Zeit später und es wurde zu einem Peer-Ansatz, bei dem Forscher*innen, die selbst noch in ihren Dissertationen stecken, oder Postdocs die Workshops anbieten. Das ist tatsächlich ein Erfolgsmodell geworden mit einer Vielzahl an Workshops, die seitdem stattgefunden haben. Diese Entwicklung macht aus meiner Sicht aber auch deutlich, dass es eine starke Zunahme an Promotionen generell und vor allem auch an empirischen Promotionen gegeben hat. Die hohe Nachfrage nach Workshops zur Dokumentarischen Methode zeigt außerdem, dass es eine Lücke der Einsozialisation in die Methode gibt,

was ich in den Workshops als eine Herausforderung erlebt habe. Es handelt sich ja um Kurzzeitsettings von ein oder zwei Tagen, in denen es darum geht, eine gemeinsame Interpretationspraxis herzustellen, die aber nicht darauf aufbauen kann, dass man schon das Material der anderen kennt. Die Workshops bauen allerdings auch nicht darauf auf, wie in einer Kunstlehre als anleitende Person stellvertretend Interpretationen zu entfalten und den Workshopteilnehmer*innen mitzugeben. Es geht eher darum, Anregungen zu geben und die Teilnehmenden zu ermutigen, sich selbst zu trauen zu interpretieren. Was ich gerade immer am Anfang als schwierig erlebe, dann in der reflektierenden Interpretation sich zu trauen, Interpretationen zusammenzufassen, Begriffe zu prägen, zu sagen: „Ich glaube, hier geht es um diesen oder jenen Modus Operandi.“ Was ich auch als eine Herausforderung empfinde, ist, das Voraussetzungsreiche der Methode zu vermitteln, was schon angesprochen wurde, also die grundlagentheoretischen Annahmen, die mit der Dokumentarischen Methode einhergehen. Mir ist da vor allem wichtig, die Gemeinsamkeiten und Spezifika im Hinblick auf rekonstruktive Sozialforschung herauszustellen, Aglaja Przyborski hat das angesprochen. Für mich ist es von zentraler Bedeutung, zum Beispiel im Workshop zu Typenbildung deutlich zu machen, worin sich die Generalisierungsstrategie der Dokumentarischen Methode unterscheidet. Gleichzeitig sitzen da Teilnehmende, die brauchen was, mit dem sie arbeiten können, und denen ist dann nicht so wichtig, wie sich der Idealtypus in der Objektiven Hermeneutik von der praxeologischen Typenbildung der Dokumentarischen Methode unterscheidet. Gleichzeitig finde ich es wichtig, sich nicht in Einzelschritten zu verlieren, sondern ein größeres Bild zu vermitteln: zu verstehen, was diese Methode im Unterschied zu anderen will. Ich finde dabei auch herausfordernd, dass vor allem in Seminarkontexten einführende Texte fehlen, denn viele Texte sind eher voraussetzungsreich. Also ich finde das Arbeitsbuch von Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2008) eine sehr gute Ausnahme, dort ist auch der Vergleich mit anderen Methoden angelegt. Ich bin neulich auf die Lehrvideos zum Forschen mit der Dokumentarischen Methode von Sebastian Hempel und Mathias Otten¹ gestoßen. Dort geht es darum, in einfacher Sprache im Kontext eines Projektes zur partizipativen Lehre in einer inklusionssensiblen Hochschule einfach mal darzustellen, was diese Methode ist.

Eine weitere Herausforderung in den Workshops ist für mich, dass es den Forschungsgegenstand verändert, wenn Forschende sich auf die Perspektive der Dokumentarischen Methode einlassen. Dass es also nicht darum geht, eine Fragestellung und einen ‚Methoden-Werkzeugkasten‘ zusammenzubringen,

1 <https://www.partizipative-lehre.de/dokumentarische-methode>; vgl. auch Otten & Hempel (2022)

auch wenn es durchaus Methodenverständnisse gibt, die in diese Richtung argumentieren. Dabei wird nicht darauf geschaut, dass es manchmal nicht so viel Sinn macht, bestimmte Methoden miteinander zu kombinieren, oder dabei vielleicht auch einfach ein Wirrwarr herauskommt. Ich denke, wenn man sich auf die Dokumentarische Methode einlässt, entstehen Arbeiten, die zu 50 Prozent ein gegenstandsbezogenes Interesse haben und zu 50 Prozent methodologischen Fragen nachgehen, also Begriffe genauer klären und über die eigene Forschungspraxis Rückbezüge zur Methode herstellen, die darin auch weiterentwickelt wird. Und darauf müssen sich die Teilnehmenden der Workshops einlassen, weil es eben auch stark die Arbeit verändert, die man schreibt, und am Ende auch ein bisschen was anderes herauskommen kann, als was man eigentlich mal gedacht hat.

Martin Hunold: Vielleicht daran anschließend, würde ich grundsätzlich erstmal sagen, dass die Forschungsmethoden in meiner Lehre die größte Herausforderung sind. Diese verschiedenen Analyseebenen empirisch oder forschungspraktisch, aber auch das Verhältnis von Theorie und Empirie erstmal zu reflektieren. Das ist immer wieder auch ein Ausprobieren, würde ich sagen, da bleibt man immer lernend. Die Studierendengruppen sind ja auch unterschiedlich. Dennoch würde ich sagen, eine Sache hat mir in der Vermittlung von Forschungsmethoden sehr geholfen. Und das ist die Erkundung des Erkenntnisinteresses der Studierenden. Ich frage meistens die Studierenden: „Was interessiert Sie im Rahmen des Seminars? Was treibt Sie an?“ Und an diese Erkenntnisinteressen versuche ich dann anzuknüpfen und die Methode Stück für Stück zu erläutern. Richtig problematisch wird es, wenn man dann noch andere Methoden einführt. Also ich bevorzuge es, dass wir uns fünf Sitzungen bestimmte Gegenstände dokumentarisch angucken, was das für die Studierenden heißt, und dann suchen wir uns Material, wenn die Studierenden noch keine eigenen Projekte haben. Ich würde es generell immer begrüßen, wenn die Studierenden ihr eigenes Material einbringen und wir anhand dessen die forschungspraktischen Probleme besprechen können, dann flutscht das. Das habe ich mal in einem Seminar an der Bundeswehr-Universität in Hamburg ganz am Anfang meiner Tätigkeit anders gemacht, da habe ich in den ersten sechs, sieben Sitzungen Mannheim-Texte mit den Studierenden gelesen. Ein Unterfangen! Das würde ich so nicht mehr machen, sondern ich würde den Mannheim oder den Bohnsack, der sich mindestens genauso schwer liest, erst genauer studieren, wenn ein Forschungsinteresse geweckt wurde. Und da gibt es ganz unterschiedliche Wege. Zuweilen sind es auch irgendwelche Musik- und Zeitungstexte, die wir in den Seminaren interpretieren, auch wenn es sich dabei um öffentliche Diskurse handelt. Aber es gibt ja auch zur dokumentarischen Analyse öffentlicher Diskurse elaborierte Ausarbeitungen, vor allem von Nohl. Man kann erstmal versuchen, über einen konkreten Gegenstand das Was und Wie als Analyseebene in den Blick zu bekommen und dann konzipiert und

organisiert man das Forschungsprojekt. Also das ist meine Erfahrung. Und ich würde auch, was Kevin sagt, unterstützen, dass Lehrvideos oder andere Formen der Vermittlung hilfreich wären. Vielleicht sollten wir einen Comic zur Dokumentarischen Methode selbst entwickeln, zur Veranschaulichung der Beobachtungshaltung und Interpretationsweise. Es gibt ähnliche Werke zu Luhmann und Bourdieu und Foucault und wir könnten solche Formate auch zur Dokumentarischen Methode entwickeln. Das wäre ein spannendes Dokument für die Lehre. Und ich glaube, dass das Wecken von Interessen eine Aufgabe von Universitätsbildung ist, und das auch in Bezug auf die Dokumentarische Methode.

Aglaja Przyborski: Ja, wovor ich ein bisschen Angst habe, ist das, was Ulrike Deppe gesagt hat, dass möglicherweise die grundsätzliche Unabgeschlossenheit in der Methodenentwicklung verloren geht. Ich glaube, das ist schon etwas, das auch die Lebendigkeit bedingt. Ich bin total dafür, dass man sowas macht, aber das müsste irgendwie in einer Art und Weise rüberkommen, dass es was Unabgeschlossenes und Lebendiges ist und gleichzeitig etwas, was wirklich eine deutliche gemeinsame Basis hat. Und was ich zu den Gegenständen noch sagen will: Es verändert den Gegenstand mit der Dokumentarischen Methode, weil die meisten Leute auch schon von den Medien her einen völlig verstellten Blick auf das haben, was Forschung zu sein hat. Und genauso, wie Sie gesagt haben, Herr Hunold, ist es wirklich ein toller Schritt, bei den Interessen der Studierenden zu beginnen und zeigen zu können, dass sie für ihre Interessen was herausnehmen können.

Olaf Dörner: Meine Erfahrung heute ist, das Studienprogramm zu bedienen, inhaltlich zu bestücken und die Interessen von Studierenden, die nicht primär auf methodologisch-methodische Strategien ausgerichtet sind, zu bedienen. Wo ich mehr Wert darauf lege und wo ich auch merke, das macht mir deutlich mehr Spaß als in der studentischen Lehre, das sind eben die Forschungswerkstätten. Das ist zum einen die Forschungswerkstatt, die einmal im Monat stattfindet. Das sind aber auch die Arbeitsgruppen beim Magdeburger Methodenworkshop, die ich mit Burkhard Schäffer und mit Burkard Michel immer angeboten habe. Da merke ich, da gibt es ein starkes Interesse, es gibt ein schönes Arbeiten im Rahmen dieser Werkstatt, und das macht mir Spaß. Und ich habe den Eindruck, den anderen macht es auch Spaß. Aber so im normalen studentischen Studienprogramm, finde ich, ist das sehr schwierig, da irgendwie Dokumentarische Methode zu vermitteln.

4. Einsozialisation und Selbstvergewisserung der Community der Dokumentarischen Methode

Stefan Rundel: Es ist ja schon angeklungen, dass es in der Forschungswerkstatt

und in der Lehre nicht nur um Vermittlung von Wissen geht, wie es in den biografischen Anekdoten zur Sprache kam, sondern auch um eine Einsozialisation in die Community oder darum, eine Denkweise der Dokumentarischen Methode vorzuleben und zu vermitteln. Und da wäre jetzt die Frage, ob ihr einerseits bei der Dokumentarischen Methode eine Besonderheit seht, was die Einsozialisation in die Community angeht, und was euch andererseits für eure Lehre besonders wichtig ist, also was ihr den Lernenden vermitteln wollt?

Martin Hunold: Also ich würde wie Olaf sagen, dass man da zwischen den Workshops mit einem anderen Publikum und dem Seminarraum in der Universität unterscheiden muss. Bei den Workshops, würde ich sagen, ist der Bedarf oder das Interesse, sich einer Community anzuschließen, groß. Vielleicht geht es dort gerade darum, anderen Distinktionspraktiken durch eigene Distinktionspraktiken zu begegnen, indem man eine Methode und ihre methodologischen Grundlagen kennenlernt. Im Gegensatz dazu sind viele Student*innen in Seminaren an den Universitäten nicht so interessiert an den methodologischen Grundlagen, da sie auch kein eigenes Forschungsprojekt verfolgen. Und ich glaube, das sind unterschiedliche Ebenen, über die wir reden. Diejenigen, die dann ein Interesse haben oder bei denen ein Interesse entsteht, die es spannend finden, über Analyseinstellungen nachzudenken oder einen Gegenstand empirisch zu bearbeiten, die suchen dann auch oft den Anschluss, das intensive Betreuungsverhältnis: erstmal über das Institut, auch über die Professorinnen und Professoren, über die Mitarbeitenden, über die Forschungswerkstätte. Und die besuchen dann auch, so ist es meine Erfahrung, die Workshops. So war es auch bei mir: Erst machte ich verschiedene Erfahrungen und ich konnte einen neuen Geschmack entwickeln, eine Aufstiegs- oder auch Lern- und Forschungslust, dann traten bestimmte Theorien, Inhalte und Fragen in mein Leben und ich begegnete bestimmten Menschen in der Universität, die mich bewegten. Was ich von Arnd-Michael Nohl über die Dokumentarische Methode in der Promotionsphase gelernt habe ist außergewöhnlich. Also ich weiß nicht, wo ich anfangen sollte. Die gemeinsame intellektuelle Arbeit mit Arnd hat mein eigenes Denken und Forschen nachhaltig geprägt, meine Denkweise, die Systematisierung, die Reflexion, das Entwickeln; ebenso die Auseinandersetzungen in der Forschungswerkstatt von Ralf Bohnsack und nicht zuletzt auch die Beiträge der anderen Teilnehmenden. Kevin Stützel sitzt hier; ich habe viel durch die gemeinsame Arbeit und die Diskussionen zu den Dissertationen von Kevin Stützel, Nora Hoffmann, Frauke Gerstenberg, Annegret Warth, Sarah Thomsen, Steffen Amling und einigen anderen Wegbegleiter*innen über die Dokumentarische Methode gelernt. Aber das alles setzt ein großes Interesse voraus, bevor sich die Nostrifizierung, die Eingemeindung, die Vergemeinschaftung vollzieht. Rückblickend kann man über unterschiedliche machtsozialisatorische Gründe nachdenken, wie so ein Interesse entsteht. Und

das ist ja auch nicht weit weg von der Forschungshaltung der Dokumentarischen Methode. Durch die Arbeit am empirischen Material hatte ich viele methodische und forschungspraktische Fragen und Probleme, die ich in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten sozialen Bedingungen lösen musste. Dann bin ich mit diesen Fragen vor allem zu Arnd-Michael Nohl, aber auch zu Olaf Dörner und Burkhard Schäffer, um hier den Methodenworkshop in Magdeburg zu nennen, oder Ralf Bohnsack und Alexander Geimer gegangen und habe mit denen gemeinsam intellektuell gearbeitet, diskutiert und interpretiert, vor allem in der Forschungswerkstatt, dem Herzstück der Wissenschaft. Vielleicht wird es ja auch noch ein Forschungsthema von mir, solche biografischen und sozialen Hintergründe in Bezug auf das Entstehen eines Interesses an der Dokumentarischen Methode zu analysieren.

Ulrike Deppe: Also ich teile ja schon den Anspruch, dass in Interpretationsgruppen möglichst alle Deutungen zugelassen sind und dass sie möglichst auf Augenhöhe stattfinden sollten. Ich denke aber, und da schließe ich an Martin Hunold an, dass das in den unterschiedlichen Formaten, die wir hier jetzt schon erwähnt haben, ganz unterschiedlich möglich ist. Und wenn ich an die Seminare an den Universitäten denke, dann glaube ich, dass es in der Natur der Sache liegt, wenn Olaf Dörner sagt, es macht ihm nicht so viel Spaß. Denn in den Seminaren herrscht Zeitdruck und wir haben nur einen begrenzten Horizont. Und wenn wir Glück haben, dann bauen die Seminare ein Stück weit aufeinander auf und erkenntnistheoretische Grundlagen rekonstruktiver Forschung sind vielleicht ansatzweise schon in einem Seminar vorher angerissen worden. Aber der Austausch, wenn es um die Feinheiten der Interpretation und die Weiterentwicklung der Methode geht, der kann höchstwahrscheinlich nicht stattfinden, wenn es lediglich um die Heranführung an die Methode geht. Und da würde ich wirklich sagen, dass sich für den Seminarbetrieb auch eher andere Methoden eignen. Als Beispiel kann ich hier die Einführungsseminare für die Lehramtsstudierenden anbringen, die ich zwischenzeitlich in meinem Bereich der Schulpädagogik gemacht habe. Da dachte ich, okay, die haben eine Praxisphase und schreiben dort Unterrichtsprotokolle, das könnte man doch super mit der Dokumentarischen Methode auswerten. Da bin ich ganz schnell von abgekommen, weil da fehlt die Zeit und die haben auch keine Methodenausbildung. Da geht es ja wirklich vorrangig darum, erst mal grundsätzlich Unterricht als soziale Praxis zu verstehen und nicht nur als reines Vermittlungshandeln. Und da bieten sich einfach auch andere Methoden an, die sozusagen auf den ersten Blick eher leichter zugänglich sind. Und was dann die Frage nach der Einsozialisation in die Forschungscommunity angeht, da würde ich auch nochmal mit Maja Meier mitgehen, dass, wenn man einmal in so einer Interpretationsgruppe, ob es jetzt ein Kolloquium oder eine Forschungswerkstatt oder was anderes ist, angekommen ist, dass das wirklich dazu befähigen kann, sich an einer Diskussion auch gleichberechtigt zu beteiligen. Und das kann

auch Ermächtigungs- und Erkenntnisprozesse bei einem selber auslösen. Damit wirken diese Gruppen wie eine Blase außerhalb des ansonsten von Macht und Konkurrenz getriebenen universitären Betriebes. Allerdings würde ich sagen, dass man, obwohl sie damit so hierarchiefrei und so konkurrenzlos wirken, sich eigentlich mal genau die Praxis anschauen und vielleicht auch mal rekonstruieren müsste. Und ich würde denken und meinen, dass es da doch durchaus Dinge gibt, die nicht sagbar sind und die sozusagen in diesem Interpretationsprozess auch ausgeklammert werden. Das ist mir selber auf die Füße gefallen, als mir bewusst geworden ist, dass die Praxis, wie sie in den Gruppen selbstverständlich ist, in anderen Kontexten hoch begründungsbedürftig ist. Mir selbst ist das bewusst geworden, als ich in meinem eigenen Forschungsprojekt versucht habe, Hilfskräfte an eine Methode heranzuführen, und da von Selbstverständlichkeiten ausgegangen bin, die ich den Hilfskräften gegenüber immer wieder plausibilisieren musste. Ich war gezwungen zu erklären, warum bestimmte Dinge oder bestimmte Deutungen oder Vergleiche nicht herangezogen werden können, weil sie zum Beispiel einfach der Empirie voraus und nicht in ihr verortet sind. Genau, und das würde ich sagen, dass man das bei diesen Überlegungen zu Interpretationsgruppen und der Einsozialisation in die Wissenschaftscommunity mitbedenken sollte.

Olaf Dörner: Also der Punkt, der vielleicht wichtig ist, ist, in die Denkweise einzuführen und da was zu vermitteln. Da kann ich gut anschließen, an das, was Ulrike Deppe eben gesagt hat. Du hast gemeint, dass die Studierenden den Unterricht zunächst als soziale Praxis verstehen müssen. Und für mich ist es schon wichtig, so eine Sensibilität für die Generierung von Fragen in einer bestimmten Perspektive zu entwickeln, in dem Fall in einer praxeologischen Perspektive oder mit Blick auf Bourdieus Verständnis von sozialer Praxis. Und da überhaupt erst mal ein Gefühl zu erzeugen, was es bedeutet, in einer solchen Perspektive auf Gegenstände zu blicken, die uns oder die Studierenden interessieren. Um dann eben auch deutlich zu machen, okay, und wenn man so blickt, dann gibt es da auch passende Methoden und Methodologien, mit denen man gut andocken kann. Ja, und wo es dann vielleicht auch Spaß macht, mal so eine Methode auszuprobieren. Und da bin ich dann auch bei dem Punkt der Einsozialisation in die Community. Da ist ja immer die Frage, welche Community gemeint ist. Aber für die Frage qualitativ empirischer Forschung würde ich immer sagen, dass die Erfahrung, die ich eben auch gemacht habe, wenn man einen schönen Gegenstand findet und den dann mal mit einer bestimmten Methode beackert und die Studierenden das selbst machen lässt, dass dann auch Lust auf mehr entsteht. Und ob das die Dokumentarische Methode ist oder eine andere, ist da vielleicht erst einmal unerheblich. Obwohl es für mich natürlich schon um die Dokumentarische Methode geht. Und ich finde es auch gut, wie sich das ces, also wenn die Dokumentarische Methode als Community gemeint ist, in den letzten Jahren mit Angeboten gegenüber den vielfach Inter-

essierten in der Republik, die gerne was mit der Dokumentarischen Methode machen wollen, geöffnet hat. Also das ist ja immer wieder faszinierend und beeindruckend, wie viel Leute es gibt, die plötzlich mit der Dokumentarischen Methode arbeiten wollen und einen Bedarf anmelden. Und ich finde das gut, dass sich das ces eben auch entsprechend geöffnet hat und rausgeht und Angebote mit den Workshops macht.

Kevin Stützel: Ich glaube, was ich in der Lehre besonders finde, ist, dass es häufig nicht so schnelle Erfolgserlebnisse mit der Dokumentarischen Methode gibt. Dadurch wird es zentral, die Methode zu kontextualisieren und ein größeres Bild zu vermitteln, also wo will die Dokumentarische Methode hin? Vor dem Hintergrund dieses größeren Zusammenhangs finde ich es etwa bei einer Masterarbeit völlig plausibel mit weniger Fällen zu arbeiten oder bei der komparativen Analyse stehen zu bleiben. Bei den Workshops, in denen häufig sehr motivierte Teilnehmende zusammenkommen, die sich teilweise schon länger mit der Dokumentarischen Methode auseinandergesetzt haben, ist mein Eindruck, dass die einzelnen Interpretationsschritte nicht unbedingt in ihrer Relevanz verstanden werden. Warum machen wir das jetzt noch mal? Was ist die Analyseperspektive, die wir damit einüben? Stattdessen kommt es dazu, dass etwa wochenlang formulierende Interpretationen angefertigt werden, weil man glaubt, wenn man das besonders gut gemacht hat, darf man irgendwann reflektierend interpretieren. Und da finde ich den gemeinsamen Interpretationszusammenhang, also Forschungswerkstätten, wichtig. Und gleichzeitig frage ich mich, was die Forschungswerkstätten selbst leisten. Eine Sache, die ich persönlich sehr stark gemacht habe, ist die Einsozialisation. Weiterhin finde ich, was sie auch leisten, ist eine Irritation. Also sowohl in Bezug auf die Frage, wie gehe ich selber an ein Forschungsvorhaben heran, aber eben auch, dass über die Forschungswerkstätten Datensorten und Gegenstände in den Blick geraten, die die Methode und die Begrifflichkeiten der Dokumentarischen Methode herausfordern. Und ich finde da die Forschungswerkstatt, so wie ich sie bei Ralf Bohnsack erlebt habe, einen ganz zentralen Ort, wo die Methode weiterentwickelt wird. Also, was Ralf Bohnsack die Verankerung wissenschaftlicher Erkenntnis in der sozialen Praxis genannt hat, dass das, was wir da machen, auf die Methode selbst zurückwirkt. Und genau das ist ein Merkmal einer rekonstruktiven Methodologie. Und gleichzeitig frage ich mich aber, wenn es um die Interpretation selbst geht, inwieweit da die Forschungswerkstatt nicht auch starke Grenzen hat. Weil die Milieus, die in einer Forschungswerkstatt zusammenkommen, relativ ähnlich sind. Das lässt sich zwar in einer gewissen Weise auch diversifizieren, aber gleichzeitig kommen da eben vor allem Forschende zusammen, die einen akademischen Weg zurückgelegt haben und aufgrund ihrer sozialen Herkunft diesen Weg gehen konnten. Das heißt, dass das, was mit der Idee von unterschiedlichen Perspektiven in einer Forschungswerkstatt einhergeht, oft nicht eingelöst wird. Und ich glaube, da ist auch eine

Grenze, was so eine Forschungswerkstatt leisten kann. Forschungswerkstätten ermöglichen neben der Einsozialisation in eine Methode in erster Linie die Reflexion und Kontrolle der Standortgebundenheit der Forschenden. Wie in der komparativen Analyse von empirischem Material werden intuitive Vergleichshorizonte ersetzt. Die Interpretation einer Forschenden wird mit den Vergleichshorizonten anderer Forschender konfrontiert. Was nicht heißt, dass andere Forschende zu völlig anderen Ergebnissen kommen würden. Es geht aber aus meiner Sicht darum, deutlich zu machen, dass am Ende des Interpretationsprozesses nicht Wahrheit herauskommt, sondern die Aspekthaftigkeit der Erkenntnis ausgewiesen wird. Also das wir zeigen können, wie wir auf diese Ergebnisse gekommen sind und warum sie plausibel sind.

Aglaja Przyborski: Also ich würde diese Geschichte mit dem stark in der eigenen Community bleiben, und wie man das diversifizieren kann, gern noch mal ein bisschen erweitern. Und zwar weniger in Richtung, dass wir sozusagen alle aus irgendeinem Bildungsmilieu kommen, sondern mehr in Richtung anderer rekonstruktiver Ansätze. Ich glaube, wir werden da als eine sehr starke Gruppe wahrgenommen und eine ziemlich hermetisch abgeschlossene. Das erzeugt oft Widerstand, auch in Bezug auf das genaue Lesen von Texten. Ich erlebe das bei Studierenden, die sehr engagiert sind und quasi zwei methodisch-methodologische Zugänge für sich interessant finden und damit arbeiten. Am Ende kommt es dann dazu, wie du das geschildert hast, Olaf, sich doch der Dokumentarischen Methode zu verschreiben, was dann wieder den Eindruck der Sektensbildung verstärkt. Es ist mir wirklich ein großes Anliegen, dem entgegenzuwirken. Gerade bei fortgeschrittenen Studierenden, die zwei Methoden ins Rennen schicken wollen, bemühe ich mich, mit Blick auf ihr empirisches Material, das zu unterstützen. Und Frau Deppe, Sie haben das angesprochen, dass ich da beim Berliner Methodentreffen ja auch das eine oder andere dazu gesagt habe. Ich habe da gesagt, wir müssen uns auch mit den anderen Methoden auf der Grundlage von *Material* verständigen, um einander besser zu verstehen. Und ich versuche derzeit, dafür einen Rahmen zu schaffen. Ich arbeite gerade an einem Forschungsantrag mit Michaela Pfadenhauer, der immerhin in die zweite Runde gekommen ist. Ein positiver Bescheid gäbe die Chance, sich gemeinsam auf der Grundlage von konkreter Arbeit am empirischen Material mit den beiden unterschiedlichen Traditionen der Wissenssoziologie auseinanderzusetzen. Das wäre klasse! Und ich glaube, dass das gewinnbringend sein kann für die Dokumentarische Methode. Es ist nicht so, dass so etwas nie gelungen wäre. So lässt sich daran denken, wie Werner Vogd die Systemtheorie mit der Dokumentarischen Methode in Verbindung gebracht hat. Das finde ich schon wirklich spannend, sehe es bisher allerdings eher als Ausnahme. Da gibt es noch Potenzial.

Ulrike Deppe: Ich wollte bloß ergänzen, dass ich dieses Abgeriegelte von der Dokumentarischen Methode als Community auch wahrnehme. Und ich finde,

das ignoriert aber gleichzeitig, sowohl was die Sicht von außen, als auch von innen betrifft, dass wir dennoch ganz oft unterschiedlichen Disziplinen angehören. Also bei uns sind in der Interpretationswerkstatt Theolog*innen, Kulturanthropolog*innen, Soziolog*innen und Erziehungswissenschaftler*innen. Und obwohl das eine Rolle spielt, scheint es mir so, dass wir das an der Stelle ein Stück weit einebnen, weil wir uns in unserem Grundverständnis von einer Werkstatt alle auf die Dokumentarische Methode committen. Und das andere, was ich noch erzählen wollte, ist, dass wir noch eine allgemeine Forschungswerkstatt haben, die methodenoffen ist. Und ich habe zunächst so gedacht: ‚Oh, das kann ja was werden.‘ Gerade arbeite ich mit Hannes König, der aus der Objektiven Hermeneutik kommt, und davor habe ich auch mit einer Kollegin, Sabine Sandring, vorrangig aus der Objektiven Hermeneutik, zusammengearbeitet. Da ist auch ein Beitrag mit Sabine Sandring und Catharina Keßler (2018), Kulturanthropologin, die ethnografisch und dokumentarisch arbeitet, entstanden. Und in dieser Forschungswerkstatt, das finde ich sehr schön, finden die methodologischen Diskussionen statt. Am Material probieren wir unterschiedliche Schritte aus und diskutieren darüber. Ich finde das total spannend und ich glaube auch, dass es einen weiterbringt, wenn man auch andere Forschungsmethoden beherrscht. Dann kann man das irgendwie besser zueinander relationieren und einschätzen und versteht aber wiederum auch das Vokabular der anderen Methode. Deswegen fühle ich mich vielleicht manchmal auch nicht so als waschechte Dokumentarierin. Und ich muss ehrlich sagen, dass die Gespräche mit Sabine Sandring für den Aufsatz, auch in Bezug auf die Objektive Hermeneutik, nicht ohne waren, obwohl ich geglaubt habe, ich wüsste da schon einiges. Aber dem war nicht so.

Aglaja Przyborski: Ich will das noch unterstützen, weil ich das auch total super finde. Für meine methodisch-methodologische Positionierung war von kaum zu unterschätzender Bedeutung, mich mit Monika Wohlrab-Sahr – obwohl bzw. gerade, weil wir sozusagen aus anderen ‚methodischen Heimaten‘ kommen – über Jahre und Jahrzehnte über methodische Fragen zu unterhalten.

Martin Hunold: Ich würde nochmal sehr stark machen, dass man sehr offensiv über die methodologischen Grenzen der Dokumentarischen Methode sprechen muss. Einerseits im Verhältnis zu anderen Methoden und Methodologien, wo ich schon sagen würde, dass es dann auch gelegentlich erkenntnistheoretische Unvereinbarkeiten gibt. Und andererseits würde ich auch die berufspolitischen oder communitybezogenen Grenzen reflektieren. Forschung ist standortgebunden und stößt an Grenzen. Insofern würde ich von Grenzen sprechen, die unter Umständen bestimmte Forschung ausschließen und Erkenntnis verhindern. Wir forschen unterschiedlich, untersuchen häufig differente Gegenstände und haben verschiedene philosophisch-methodologische Hintergründe. Genauso würde ich aber auch sagen, dass es erkenntnisversprechend sein kann, wenn sich Menschen mit unterschiedlichen Methoden und Grundlagen über längere

Zeit in Forschungswerkstätten niederlassen und gemeinsam intellektuell arbeiten und sich, um einmal Bourdieu zu zitieren, mit empirischer Forschung die Hände schmutzig machen. Und ich glaube, das wäre ein spannendes Thema auch für weitere Diskussionen im ces, das ich auch nur als einen Teil von einem sozialen oder wissenschaftlichen Feld verstehe. Es gibt ja auch noch außerhalb des ces eine Community von dokumentarisch Forschenden. Ich würde sagen, dass es sinnvoll wäre, auch in Zukunft über methodologische und berufspolitische Grenzen zu reden, um die Verständigung über diese Grenzen hinweg und das Verbindende zu suchen, aber auch, um andere Forschende mit ihren vielfältigen Arbeitsweisen anzuerkennen.

5. Nachfragen aus dem Plenum

Denise Klinge: Die erste Frage bezieht sich auf die theoretischen Grundlagen und inwiefern man in der Lehre auf diese eingehen sollte, um Schlüsselkonzepte wie Mannheim oder Bourdieu zu vermitteln. Ich hatte so ein bisschen das Gefühl, dass das im zweiten Block genau der Knackpunkt war, ob man jetzt fünf Stunden Mannheim macht oder gleich in die Empirie einsteigt.

Aglaja Przyborski: Also meine Erfahrung ist, und jetzt argumentiere ich mit einem simplen ‚Weniger-ist-mehr‘, dass es weniger Leute gibt, die irgendwie hardcoretheoretisch einen Zugang finden, und mehr Leute, die Spaß am Interpretieren finden und darüber quasi Feuer fangen. Und auf diese Art und Weise, und das finde ich, ist der Knackpunkt, dann ins eigene Arbeiten, ins eigene Interessiertsein geraten und nicht mehr fürs Seminar lesen, sondern weil sie mit einer bestimmten Problemstellung weiterkommen möchten. Das, glaub ich, gelingt mit Material, nämlich dass da was Spannendes dabei rumkommt und man sich auch selbst als interpretierende Person in seiner kreativen, zugreifenden Kraft erleben kann.

Denise Klinge: Die nächste Frage lautet, inwiefern ihr Erfahrungen mit einem Austausch mit Forschenden, die anderen Forschungsparadigmen folgen, habt? Also zum Beispiel dem quantitativen Paradigma und hier insbesondere bezüglich des Transfers von Erkenntnissen.

Olaf Dörner: Also, zwei Punkte fallen mir dazu ein. In Magdeburg habe ich in meiner ersten Runde als Juniorprofessor zusammen mit Sandra Tiefel eine Forschungswerkstatt eingerichtet. Sie ist an der Grounded Theory orientiert und ich an der Dokumentarischen Methode. Und da haben wir über eine gewisse Zeit beide Richtungen bedient. Und da gab es schon ganz fruchtbare Austauschmöglichkeiten, weil die Teilnehmer*innen, überwiegend Studierende, eben auch zwei methodologische Perspektiven in der Praxis erlebt haben. Eine andere Erfahrung haben Burkhard Schäffer und ich gemeinsam in einem For-

schungsprojekt gemacht, wo wir zusammen mit einem Vertreter der Pädagogischen Psychologie, der quantitativ orientiert war, gearbeitet haben. Und wir hatten damals alle zusammen das große Ziel, nicht nur die Ergebnisse zu triangulieren, sondern auch mal zu schauen, was es methodologisch für Möglichkeiten gibt. Und das begann gut, konnte aber nicht zu Ende geführt werden, weil wir gemerkt haben, dass das nicht nur unterschiedliche Perspektiven sind, sondern einfach unterschiedliche Kulturen. Und eine methodologische Diskussion in einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychologie gibt es nicht so intensiv wie jetzt in den Sozialwissenschaften bzw. in unserem Kreis. Und da haben wir einfach die Erfahrung gemacht, okay, wir triangulieren auf der Ergebnisebene und das andere war ein Versuch mit einer wichtigen Erfahrung: Es ging nicht.

Literatur

- Deppe, U. (2015). *Jüngere Jugendliche zwischen Familie, Peers und Schule. Zur Entstehung von Bildungsungleichheit in außerschulischen Bildungsorten* (gekürzte und überarbeitete Dissertationsschrift). Wiesbaden: VS Verlag.
- Deppe, U., Keßler, C. I., & Sandring, S. (2018). Eine Frage des Standorts? In M. S. Maier, C. Keßler, U. Deppe, A. Leuthold-Wergin, & S. Sandring (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung. Studien zur Schul- und Bildungsforschung* (Bd. 68, S. 51-74). Wiesbaden: Springer VS.
- Dörner, O. (2005). *Umgang mit Wissen in betrieblicher Praxis. Dargestellt am Beispiel kleiner und mittelständischer Unternehmen aus Sachsen-Anhalt und der Region Bern*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1984). Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36(1), S. 56-74.
- Hunold, M. (2019). *Organisationserziehung und Macht. Eine rekonstruktive Studie zu Erwachsenen in quasi-totalen Wohnorganisationen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Maier, M. S. (2018). Qualitative Methoden in der Forschungspraxis: Dateninterpretation in Gruppen als Black Box. In M. S. Maier, C. Keßler, U. Deppe, A. Leuthold-Wergin, & S. Sandring (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung. Studien zur Schul- und Bildungsforschung*, (Bd. 68, S. 29-49). Wiesbaden: Springer VS.
- Otten, M. & Hempel, S. (2022): Mehr Partizipation im Kontext rekonstruktiver Forschung: Erklärvideos als didaktischer Einstieg in die Forschung mit der Dokumentarischen Methode. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 23(1). <https://doi.org/10.17169/fqs-23.1.3801>
- Przyborski, A. (2004). *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Przyborski, A. (2018). *Bildkommunikation. Qualitative Bild- und Medienforschung*. München: De Gruyter.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2008). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg Verlag.
- Radvan, H. (2010). *Pädagogisches Handeln und Antisemitismus. Eine empirische Studie zu Beobachtungs- und Interventionsformen in der offenen Jugendarbeit*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Riemann, G., & Schütze, F. (1987). Some Notes on a Student Research Workshop on "Biography Analysis, Interaction Analysis, and Analysis of Social Worlds". *Biography and Society, of the International Sociological Association, Research Committee* 38(8), S. 54-70.
- Stützel, K. (2019). *Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen. Rekonstruktiv-praxeologische Perspektiven auf professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS.